

Für unsere Kinder

Nr. 14 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Frühlingsarbeit. Von Johannes Trojan. (Gedicht.) — Oftererinnerung. Von August Eichel. — Aus der römischen Geschichte. (Fortsetzung.) — Poesie und Arbeit. Von F. B. Clément. (Gedicht.) — Die drei Brüder. Von Brüder Grimm. — Vetter Star-
maz. Von Viktor Blüthgen. (Gedicht.)

Frühlingsarbeit.

Von Johannes Trojan.

Der Frühling kommt ins Land herein,
Das überschnit noch liegt und weiß,
Er sagt: Bald soll es anders sein!
Ein Hauch — da schmelzen Schnee und Eis.

Er sagt: So kahl ist noch die Flur,
Ob auch schon warm die Sonne schien!
Grün hab' ich gern! — Er lächelt nur,
Da färbt sich Wald und Wiese grün.

Er sagt: Ich lieb's ein wenig bunt,
Zu einfach grün ist mir die Au.
Gleich stückt er in den grünen Grund
Die Blumen weiß, rot, gelb und blau.

Er sagt: Zu still ist noch mein Reich,
Ihr Vöglein singt im grünen Wald!
Da singen Fink und Amsel gleich,
Daß laut es von den Zweigen schallt.

Wie hat's der Frühling schön gemacht!
Schon springen Rosen auf am Strauch,
Und alles draußen singt und lacht,
Nun geh' hinaus und freu' dich auch!

○ ○ ○

Oftererinnerung.

Der Winter war wieder einmal sehr streng gewesen. Schon im November hatte es tüchtig geschneit. Für das Schlittensfahren war das wohl schön, aber nun war es März, da dachte man an anderes. Man sehnte sich hinaus in Feld und Wald, um Windröschen, Primeln und Veilchen zu suchen. Vielleicht entdeckte man dabei hier und da noch einen Strauch mit Hagebutten, die schmeckten jetzt nach dem Winterfroft am besten.

Seit langem hatte mich die Mutter bei jedem knappgeschnittenen, mageren Butterbrot, bei jedem unerfüllten Wunsche nach einem schönen Spielzeug mit dem Versprechen getröstet, an Oftern mit mir nach Altenstein zu gehen. Wir wohnten nämlich im Meininger Ländchen, und Altenstein ist eine schöne Sommerresidenz der meiningschen Herzöge. Das Schloß liegt in prachtvoller Natur am Thüringer Wald, nicht weit davon befindet sich eine berühmte Kalksteinhöhle, die 200 Meter lang ist und 1799 entdeckt wurde. Genug mit den Herrlichkeiten, die ich mir bei den Worten „Schloß“ und „Residenz“ vorstellte, um meine Neugier und Sehnsucht, Altenstein zu sehen, aufs höchste zu erregen. Die Wanderung nach Altenstein mußte außerdem nicht bloß schön, sondern auch lustig sein. Tante Lisbeth wollte ja mit uns gehen und Vetter Karl. Tante Lisbeth mochte ich aber gut leiden. Wenn sie kam, so hatte sie den Sack voll Schnurren, daß klein und groß sich vor Lachen schüttelte. Und als ich diesen Winter auf der Schlittenbahn die Füße erfroren hatte und vier Wochen das Zimmer hüten mußte, war sie es, die mir die schönsten Märchen erzählte. Da war die Strafe des Zuhausehockens nicht gar so hart gewesen.

Recht langsam schlich mir die Zeit bis Mitte April hin, wo Oftern fiel. Am Sonnabend vor dem Feste roch es in unserem kleinen Häuschen gar lieblich. Die Mutter buk Kuchen. Des anderen Morgens früh suchte ich in allen Winkeln und Ecken nach den Eiern, die der Ofterhase gelegt hatte. Es waren zwar nicht sehr viele, dafür aber glänzten sie in den schönsten bunten Farben. Ein sonniger, klarer Frühlingstag lockte ins Freie. Hier und da hatte schon eine Lärche und Birke ihr frisches grünes Kleid angezogen. Auch ich hatte ein neues Gewand bekommen und fühlte mich darin stolz. Nachdem das Mittagessen vorüber war, hätte ich mich am liebsten auf den Weg nach Altenstein gemacht. Trotz der Ermahnung der Mutter, recht brav zu sein, wurde ich ungeduldig. Endlich tauchten Tante Lisbeth und Vetter Karl drüben zwischen dem Stafetenzaun auf. Sie mußten erst eine Tasse Kaffee trinken und den Kuchen probieren. Aber alles hat einmal ein Ende, auch das Warten.

Wir brachen auf. Der Vater wollte nachkommen, er müsse langsam steigen, sagte er zur Mutter.

Der Weg ging nämlich bergan, zuerst zwischen Gärten, Wiesen und Feldern, dann führte er durch den Wald. Auf einer Höhe angekommen, konnten wir, wenn wir uns umdrehten, unser Dörfchen überblicken. Wie traulich schmiegt sich die winzigen Häuschen an die zartgrünen Hügel, die von hohen, dunkel bewaldeten Bergen übergipfelt wurden. Vor uns dehnte sich die Landstraße, die nach Altenstein führte. War die belebt! Ich machte große Augen: so viele Menschen hatte ich daheim nie beisammen gesehen. Und welch feingepuzte Herren und Damen wanderten neben Leuten, die nicht besser gekleidet waren wie wir. Ob die Feingepuzten wohl im Schlosse wohnten? Alt und jung, hoch und niedrig strebte auf der Straße vorwärts. Heut, in der Erinnerung, sieht der angehende Graukopf das Bild, wie es Goethe im Osterspaziergang seines „Faust“ gezeichnet hat. Um die Leute, die in seinen Gedanken so lebendig vorüberwandeln, als sähe er sie vor sich, klingt es:

„Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Siebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirche ehrwürdiger Nacht,
Sind sie alle ans Licht gebracht.“

Wir gingen weiter durch eine Lindenallee an dem Kastanienhain vorbei, wo jeder Baum den kraftstrotzenden Frühlings verkündete, dann umfing uns Hochwald. Auf dem weit ausgestreckten Ast einer Eiche stand ein Rabennest. Dem konnte man schlecht beikommen, dachte ich. Einen jungen Raben hatte ich mir nämlich schon längst gewünscht. Da stand auch eine ganz dicke Buche, die hatte ein Loch im Stamm, darin hatte sich ein Starenpaar häuslich niedergelassen. Nicht weit davon trillerte ein Rotkehlchen sein Lied. Endlich kamen wir in den Hirchpark, auf den ich mich besonders gefreut hatte. Die Viese, eine alte Hirschkuh, war so zahm, daß sie Brot aus der Hand fraß. Auch von mir nahm sie ein Stückchen, und ich durfte sie streicheln. Der Hans, ein stolzer Sechzehnenber, kam in unsere Nähe, aber so zutraulich wie die Viese war er nicht. Das nächste Ziel unserer Wanderung war das Brunnentind, eine Plätscherfontäne, deren Wasser sich über ein erzenes nacktes Kind ergoß. Ich staunte den Brunnen nicht wenig

an, der ein Sinnbild der Laufe sein soll. Dem Park gegenüber ragte auf einem Felsen ein Kreuz empor, das zum Andenten an Bonifazius errichtet worden ist, der in der Gegend zuerst den heidnischen Germanen das Christentum gepredigt haben soll.

Das Schloß enttäuschte mich sehr. Es war nicht so groß und prächtig, wie ich es mir ausgemalt hatte. Der Vater war unterdessen nachgekommen und Nachbar Justus war bei ihm. Die beiden sprachen vor dem Schlosse viel von dem Kriege im Jahre 1866, den sie einen greulichen Brudermord nannten. Viel war dabei von dem preussischen König die Rede, und die Stimmen der Männer klangen bald bitter und zornig, bald höhnisch, wenn sie ihn erwähnten. „Der hat Fürsten vom Throne gestoßen, die sich von Gottes Gnaden nannten, so gut wie er,“ rief Nachbar Justus aus und lachte dazu spöttisch. Noch heute sehe ich, wie der Vater dazu bedächtig mit dem Kopfe nickte und eigentümlich vor sich hin lächelte.

Ein breiter Kiesweg führte uns an schönen Rasenplätzen vorüber, in denen Gruppen von Edeltannen, Linden und Kastanien standen, in deren Zweigen sich Gold- und Silberfasanen wiegten. So kamen wir zur 8 Meter langen Teufelsbrücke, die zwei Felsen verbindet, welche 30 Meter hoch sind. Von hier aus hatten wir eine wundervolle Aussicht auf das Berratal wie auf die Rhön. Am Fuße der Felsen befindet sich eine 16 Meter lange Höhle mit mehreren Seitengängen. In ihr soll einst der Teufel gehaust haben, so erzählte die Mutter. Vetter Karl und ich lachten darüber. Wir wußten, daß es keinen Teufel gäbe. Aus dem nahen Luisental drang starkes Rauschen an unser Ohr. Es kam vom Wasserfall, den ein Bächlein bildet, welches nach der Schneeschmelze stark anschwillt. Wir gingen dem Rauschen nach, und bald sah ich das schäumende, zisende Gewässer, das in rasender Eile an einem 40 Meter hohen Felsen herabstürzte. Am Fuße des Felsen bildete es einen Teich, in dem schimmernde Forellen herumschossen. Ihr munteres Spiel erregte mein lebhaftes Interesse. Oben über dem Wasserfall stand ein Schweizerhäuschen, in dem der Förster wohnte.

Durch herrlichen Wald lehrten wir nach dem heimatischen Dörfchen zurück. Neben dem Wegweiser, der zeigte, wie weit es noch bis dahin war, stand eine Ruhebank. Dort setzte sich mein Vater nieder. Ein schwerer Husten-

anfall schüttelte ihn. Als der vorüber war, sagte mein Vater zu Nachbar Justus: „Das ist der letzte Frühling, den ich erlebe; ich fühle es. Dort oben,“ er zeigte mit der Hand nach dem Rennstieg, „habe ich mir beim Holzfällen den Rheumatismus geholt, und dort unten im Schleiffotten, da hat mir der Staub die Lunge zerfressen. Was soll aus dem da werden?“ Dabei deutete der Vater mit der Hand auf mich und schaute mich wehmütig an. Auf einer nahen Tanne sang eine Amsel ihr Abendlied. Pfingsten lag mein Vater auf der Bahre. —

Als hätte ich das alles gestern erst erlebt, ist mir diese Erinnerung heuer vor Ostern wiedergekommen, wo Arbeitslosigkeit mir die Zeit gebracht hat, auf meine Jugend zurückzublicken. Die Frage meines Vaters hallt in meinem Herzen nach: „Was soll aus dem da werden?“ Denn dem Manne, der aus dem Knaben geworden ist, wachsen vier liebe Kinder heran. Aber zu diesem Manne ist auch die frohe Botschaft gedrungen, daß die Arbeitenden sich kämpfend von Not und Knechtschaft befreien können. Er glaubt an die Auferstehung der gekreuzigten Arbeit. Und so hofft er für die Kinder der Arbeiter auf eine schöne Zukunft, wenn sie kämpfen lernen, wie die Väter kämpften.

August Eichel.

o o o

Aus der römischen Geschichte.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Grund und Boden, welcher der hauptsächlichste Reichtum war, gehörte allen gemeinsam und wurde anfänglich auch gemeinsam bebaut; alle wichtigen Angelegenheiten wurden in Versammlungen beraten und entschieden, an denen alle Glieder der Gemeinschaft teilnahmen. Solche Geschlechtsgenossenschaften haben auch bei den alten Germanen bestanden, und sie bestehen heute noch bei indianischen Stämmen. Ihr werdet später noch ausführlich von ihnen hören.

Sehr viele Einrichtungen und Eigentümlichkeiten im alten Rom lassen den Ursprung aus der Geschlechtsgenossenschaft mit ihrer Gleichheit des Besitzes und der Rechte ganz deutlich erkennen. Lange blieb der Grund und Boden im buchstäblichen Sinne des Wortes „das Vaterland“, das Land, an dem jeder freie, gleichberechtigte römische Bürger dank der Abstammung von dem gemeinsamen Stammesvater ein Anrecht hatte, weil es das gemein-

same Eigentum aller Geschlechtsgenossen war. Aber im Verlauf der Zeiten änderten sich die Verhältnisse, es entstanden Unterschiede im Besitz und im Recht. Dem römischen Volke gehörte ursprünglich nur als freier, gleichberechtigter Bürger an, wer aus einer der 300 Genten hervorgegangen war, die sich bald nach der Gründung von Rom zusammengeschlossen haben sollten. Die in die Stadt Einwandernden und die Bewohner der unterworfenen Nachbargebiete waren nicht gleichen Rechtes mit ihnen. Bei der Verteilung von Ländereien bekamen sie keinen Anteil, sie konnten auch keine öffentlichen Ämter bekleiden und durften nicht an den Versammlungen teilnehmen, welche öffentliche Angelegenheiten berieten und entschieden.

Aber noch wichtiger als die Unterschiede, die auf der Abstammung beruhten, wurden mit der Zeit die Unterschiede im Besitzstand. Sie entstanden dadurch, daß das Land aufhörte, gemeinsames Eigentum aller zu sein, daß es den einzelnen nicht nur zur Benutzung für eine bestimmte Zeit angewiesen ward, sondern daß es dauernd in ihr Eigentum überging. Nun war der Grund dafür gelegt, daß manche reich zu werden vermochten, und daß andere arm blieben, und daß die einen für den Vorteil der anderen arbeiten mußten, von ihnen ausgenutzt, ausgebeutet, das heißt als Beute behandelt werden konnten. Zuerst waren die Unterschiede zwischen Reichen und Armen nicht sehr bedeutend, der Abstand zwischen beiden wurde jedoch größer und größer.

Neben dem Ackerbau blühte das Handwerk empor, der Handel entwickelte sich und brachte Reichtum ins Land. Die Unterwerfung benachbarter Stämme und später ganzer Völker vergrößerte Rom durch die fruchtbarsten Landstriche und führte unermeßliche Beute in das Reich, darunter den wertvollsten Schatz von allem: Sklaven, die für ihre Herren arbeiten mußten. Im dritten Kriege der Römer gegen Mazedonien (169 v. Chr.) wurden in Epirus allein 70 Städte geplündert und 150 000 ihrer Einwohner als Sklaven fortgeführt. Der siegreiche Feldherr, Paullus Aemilius, lieferte als Beute an die Staatskasse 24 Millionen Mark ab und viele Kostbarkeiten, darunter 400 ungeheuer große goldene Kränze. Bei Cäsars Triumphzug, nach den Kriegen gegen die Gallier, gegen Ägypten, Pontus und Numidien wurden über 250 Millionen Mark für die Staatskasse mitgeführt und 2822 goldene

Kränze, die zusammen mehr als 20000 Pfund wogen. Der römische Landmann, der seinen Acker pflügte, dessen Söhne die Herden versorgten, und dessen Frau und Töchter spannen und webten, verwandelte sich immer mehr in den Krieger, der nur auf Eroberung und Plünderung bedacht war. Die meiste Aussicht, Reichthum aufzuhäufen, hatten nicht die Römer, welche nach der Väter Weise arbeiteten. Sie lachte aber jenen anderen, denen der Zufall im Kriege viel Beute bescherte, die durch Erbschaft, Kauf, Wucher, List oder auch Gewalt in den Besitz größerer Ländereien kamen, und die über ein Heer von Sklaven befehlen konnten. In den Kriegen fiel je länger je mehr die reichste Beute an Kostbarkeiten, Sklaven und Land den Führern zu, die aus den alten, vornehmen Familien stammten. Die Kriegsführung aber richtete den römischen Kleinbauern zugrunde, der Abgaben zahlen, seine Waffen selbst haben und seine Felder unbestellt liegen lassen mußte. Eine kleine Zahl reicher Herren brachte riesigen Landbesitz zusammen, der von grausam behandelten und ausgefogenen Sklaven bewirtschaftet wurde. Die Bergwerke wurden mit Sklavenarbeit betrieben. Auch die Arbeit der Handwerker ging mehr und mehr in die Hände von Sklaven über. Arme freie Bürger, die sich zur Arbeit verdingen wollten, um leben zu können, fanden kaum Beschäftigung. Kaum noch schwache Spuren erinnerten schließlich an die Gleichheit der Güter und der Rechte, welche bei den Vorfahren bestanden hatte.

Die Geschichte des alten Rom unter den sogenannten Königen — die nicht erblich waren und auch nicht die Macht unserer Fürsten hatten — und unter der Republik ist daher angefüllt mit Kämpfen zwischen den verschiedenen Klassen der Einwohner. Die durch Abstammung oder Reichthum Begünstigten wollten ihre Vorrechte nicht fahren lassen, die Benachteiligten begehrten gleiches Recht, und, wenn auch nicht Schätze, so doch ein auskömmliches Leben. Mit der Zeit verminderten sich die Unterschiede zwischen den römischen Bürgern, die aus den alten Gentes stammten, und den übrigen latinischen Bewohnern des Staates, ja sie verschwanden schließlich ganz. Dafür aber verbreiterte sich stetig die Kluft zwischen den Reichen und Armen. Die Reichen rissen nach und nach immer mehr Macht, immer mehr Rechte im öffentlichen Leben an sich. Schließlich finden wir in Rom eine kleine Zahl überreicher und übermächtiger Besitzer

von Land und Geld und eine große Masse von Armen; mittlere Wohlhabende waren kaum noch anzutreffen.

Da die Ausraubung der besiegten Völker und die Ausnutzung der Sklaven größere Schätze anhäuften, als die eigene Arbeit sie zu erzeugen vermocht hätte, fiel die Arbeit der Verachtung anheim. Sie wurde als eines römischen Bürgers unwürdig angesehen, als etwas Erniedrigendes, das nur den Sklaven zukomme. Die Masse der beschlossenen Freien hörte allmählich auf, von ihrer Arbeit zu leben. Wenn nicht Kriege und Kriegsbeute Unterhaltsmittel gewährten, so gab sie der Staat durch Verteilung von Getreide und Geld. Die schlimmste Art und Weise, das Dasein zu fristen, bestand aber in dem Betteln und Schmarozken bei den Reichen und Vornehmen, bestand in dem Verkauf des Einflusses, den die römischen Bürger auf das Zustandekommen von Gesetzen und Einrichtungen, auf die Besetzung der Ämter und Führerposten, kurz auf die öffentlichen Angelegenheiten ausüben konnten. Sie hatten das Recht, durch die Abgabe ihrer Stimme darüber mit zu entscheiden. Mit den Stimmen der Bürger wurde ein schimpflicher Schacher getrieben. Sie wurden von den Armen verkauft und von den Reichen um so teurer bezahlt, je mehr Ruhm oder Gold ein Posten eintragen konnte, oder je mehr eine neue Einrichtung der Macht und der Habacht einer oder auch mehrerer vornehmen Familien diene.

In die öffentlichen Ämter und Führerstellen kamen nun sehr viele Männer, die sich weder durch Klugheit, noch Tüchtigkeit und Liebe für das Volk auszeichneten, dafür aber sehr reich waren, und Einrichtungen wurden geschaffen, die nicht dem Wohle des gesamten Volkes zugute kamen, ja umgekehrt, diesem schweren Schaden zufügten. Zwar mußten auch hin und wieder den großen Scharen von Bedürftigen und ganz Armen mancherlei Zuwendungen und Vergünstigungen gemacht werden. Allein bei Lichte besehen waren das alles doch nur Almosen, für die sie ihre Rechte, ihre Macht, ihre Tugenden hingaben. Die rückwärtslose Ausplünderung der besiegten Völker durch Raub und Steuern aller Art und die unmenschliche Antreibung der Sklaven bei ihrer Arbeit lieferten dem Staat und den großen Lands- und Geldherren die riesigen Mittel, die erforderlich waren, um die Masse der nichtarbeitenden beschlossenen Römer zu erhalten und zu kaufen.

Die Stadt Rom, die nach der Sage 753 v. Chr. gegründet worden sein soll, hatte sich in Verlauf von etwa acht Jahrhunderten aus einem ärmlichen kleinen Orte in den prächtigen Mittelpunkt eines Weltreiches verwandelt, dessen Herrschaft sich über die Länder des Mittelmeers erstreckte: über die südlichen Halbinseln Europas samt den benachbarten Inseln, über Kleinasien und Syrien, über Aegypten und die Küstengegend von Nordafrika, dazu über Gallien, große Teile Deutschlands und Britannien. Allein je größer und mächtiger das Römerreich geworden war, je unermeßlicher die Schätze, die in seiner Hauptstadt zusammenströmten und eine kleine Zahl von Familien zu Krönsüssen machten, um so mehr änderten sich die Zustände und die Menschen. Die Rechte der Bürgerschaft, die Geschäfte des Landes zu verwalten und über seine Geschichte zu entscheiden, wurden bloße Scheinrechte. Wenige vornehme Familien und besonders die aus ihnen stammenden siegreichen Feldherren gewannen durch List und Gewalt, zum Teil in Bürgerkriegen voller Grauel die Macht, nach ihrem Belieben zu ihrem Vorteil zu schalten und zu walten. Allmählich hatte sich so der Sturz der Republik und die Alleinherrschaft von Fürsten vorbereitet. Nach ruhmreichen Feldzügen und mancherlei Beweisen seines großen Talents wurde Julius Cäsar der erste Alleinherrscher über Rom. Bald nachdem er die Gewalt, wenn auch nicht den Titel eines Monarchen erlangt hatte, fiel er 44 v. Chr. unter dem Dolche von Verschwörern. Diese wollten die Republik erhalten, aber nicht etwa, um der römischen Bürgerschaft, geschweige denn den unterjochten Völkern die Freiheit zurückzugeben; nein, sie strebten nur danach, den vornehmen Familien allein die alte Macht, zu regieren und sich zu bereichern, zu erhalten.

Jedoch wie es in römischen Reiche ausfiel, konnte die Republik nicht mehr bestehen. Rom wurde ein Kaiserreich, und die meisten Fürsten, die etliche Jahrhunderte lang aufeinander folgten, überboten fast stets einer den anderen an Scheußlichkeit. Nur wenige tüchtige und fähige Männer fanden sich unter ihnen, denen das Wohl aller am Herzen lag, die bestrebt waren, der Ausplünderung des unterjochten Volkes Einhalt zu tun. Dafür gab es unter den römischen Kaisern um so mehr Ungeheuer in Menschengestalt: Schlemmer, Verschwender und Wollüstlinge, deren Genusssucht sich mit Dummheit paarte, Machtvolle und Grausame, die ihren Launen

Gut und Blut der Untertanen opferten, Wahnsinnige, die aus Lust am Blutvergießen alle morden ließen, die ihnen mißliebig geworden waren. Wie alle Macht, so schienen sich in den römischen Kaisern — mit wenig rühmlichen Ausnahmen — alle Laster zu verkörpern, welche die Verachtung der Arbeit, die unmenschliche Ausbeutung der Sklaven, die barbarische Ausplünderung der unterjochten Völker erzeugte, welche die Folge von maßlosem Reichtum bei wenigen, bitterer Armut bei den meisten waren. Da war jener Kaiser Caligula (37 bis 41 n. Chr.), der zu seinem Vergnügen Todesurteile unterschrieb und vollstrecken ließ, sich an den Qualen und Jammertönen der Gefolterten ergötzte und den Ausspruch tat: „Möchte das ganze römische Volk nur einen Nacken haben, um es mit einem Streiche zu vernichten.“ Seinem Lieblingspferd ließ er einen Marmorstall bauen, in dem es aus Elfenbeinrippen vergoldeten Hafer fraß. Da war Kaiser Nero (54 bis 68 n. Chr.), der viele der ausgezeichnetsten Männer des Reiches und seine eigenen nächsten Anverwandten morden ließ und den Befehl gab, die Stadt Rom gleichzeitig an verschiedenen Stellen anzuzünden, weil er auf dem Dache seines Palastes beim Schein der ungeheuren Feuersbrunst den Brand von Troja besingen wollte. Vitellius (69 n. Chr.) nahm besondere Brechmittel, um täglich bei 3 bis 4 Hauptmahlzeiten schlemmen zu können. Zur Feier seines Einzugs in Rom gab sein Bruder einen Schmaus, bei dem 2000 seltene Fische und 7000 Vögel aufgetischt wurden. Bücher ließen sich mit den Schand- und Grauelthaten anfüllen, die diese und andere Wüteriche auf dem römischen Kaiserthron verübt haben. Die Hauptstütze der Kaiser war das Heer, in dem viele Leute aus aller Herren Ländern dienten und dem Führer und Kaiser anhängen, der die meiste Beute machen ließ und die reichsten Geschenke austeilte.

Was war in den Zeiten der mißachteten Arbeit, der Sklavenwirtschaft und Eroberungen aus den alten römischen Tugenden geworden? An Mut und Tapferkeit im Kampfe hat es den Römern auch später nicht gefehlt. Aber mit dem Mut und der Tapferkeit ist es ein eigen Ding. Welchen wahren Wert sie haben, das kommt darauf an, für was die Menschen Mut und Tapferkeit betätigen, für welches Ziel sie kämpfen. „Mut zeigt auch der Mameluck“,*

* Das Wort Mameluck stammt aus dem Arabischen und bedeutet Slave. Die durch ihre Tapfer-

sagt unser Schiller. Früher hatten die Römer mit Todesverachtung gekämpft, um ihr Vaterland, ihre Freiheiten und Rechte zu verteidigen. Später zogen sie in die Schlacht, um anderen Völkern Land und Freiheit zu rauben, um Hunderttausende der Besiegten als Sklaven fortzuführen und die in der Heimat Gelassenen nicht weniger bis aufs Blut auszusaugen. Früher waren die Krieger nach dem Ende eines Feldzugs zu ihrem Pflug zurückgekehrt. Später, in der Zeit der Eroberungen, wurde der Krieg ihr Handwerk, auch im Frieden blieben sie Soldaten, die unterhalten werden mußten, die von den Feldherren und Kaisern Geld und Gunst erhielten und dem dienten, der ihnen das meiste bot. Zur Tapferkeit gesellte sich daher bald Fühllosigkeit, Rohheit, ja Grausamkeit und Blutdurst. Kampf und Blutvergießen wurden die beliebtesten Schauspiele. Noch jetzt staunen wir die Ruinen des Kolosseums in Rom an, jenes großen Amphitheaters,* das Kaiser Vespasian (70 bis 79 n. Chr.) bauen ließ und das 85 000 Zuschauer faßte, also mehr Menschen, wie viele unserer Städte Einwohner haben. In diesem Amphitheater fanden die Fechterspiele und Tierhezen statt, bei denen Mensch mit Mensch auf Tod und Leben kämpfte — Sklaven, Fechter, die aus dem Kampf in der Arena ein Handwerk machten, zum Tode Verurteilte —, wilde Tiere aufeinander und gegen Menschen losgelassen wurden. Kopf an Kopf gedrängt saß hier die Menge, wettete über den Ausgang der Kämpfe und folgte mit leidenschaftlicher Spannung dem entsetzlichen Schauspiel, bei dem Menschen- und Tierleiber verwundet, zerfetzt, getötet in den blutigen Sand der Arena sanken. Nicht bloß in Rom, auch in anderen Städten des Reiches wurde das Volk von Feldherren, Beamten, Kaisern, die sich seiner Gunst verschern wollten, durch Menschen- und Tierkämpfe, durch Pferde- und Wagenrennen unterhalten und

verdorben. „Brot und Spiele“, das waren schließlich die wichtigsten Forderungen, welche die beschloßenen Massen an die Herrschenden stellten, und für deren Erfüllung sie sich heute dem, morgen jenem veräußerten.

Lange schon, ehe die Kaiser zur Herrschaft gelangten, war mit dem steigenden Reichtum die alte Einfachheit und Sittenstrenge der römischen Bürger verschwunden. Die kleinen schindelgedeckten Häuschen der Stadt Rom hatten allmählich stolzen Palästen und wunder-vollen Villen weichen müssen, die mit ihren Parkanlagen, Süß- und Salzwasserteichen (für die Fischzucht) usw. nicht selten den Umfang einer kleinen Stadt hatten. In herrlichen Gärten gelegen, mit Kostbarkeiten und Kunstwerken aus der ganzen bekannten Welt geschmückt, waren sie Stätten der Schönheit und des Luxus. In ihnen tummelte sich ein Heer von Hausflaven, die nur zur persönlichen Bedienung und Unterhaltung der Besitzer, ihrer Angehörigen und Freunde da waren, ihnen jede Arbeit und Mühe abnahmen, ihre Launen und Mißhandlungen erdulden, ja sich nicht selten zu Tode peinigen und quälen lassen mußten. Nach dem Dichter Horaz (65 v. bis 8 n. Chr.) brauchte ein leidlich Reicher zu seiner persönlichen Bedienung zehn Sklaven. Die vornehmen Römer und Römerinnen lebten nur der Pflege und dem Schmuck ihres Leibes, dem Genuß, der Unterhaltung. Bei ihren schwelgerischen Gastmählern floß der Wein in Strömen, wurden in edelsteingeschmückten Gefäßen die seltensten und kostspieligsten Gerichte aufgetischt: Früchte aus Griechenland und Asien, Pasteten von Nachtigallenzungen usw. Sklaven wurden getötet und in die Teiche geworfen, den Muränen (Fischart) zum Fraß, die davon ein besonders zartes Fleisch bekommen sollten. Noch heute werden die ausgesuchtesten, leckersten Tafelgenüsse als „lukullisch“ bezeichnet, nach der Schlemmerei des römischen Feldherrn und Konsuls Lukullus, die sprichwörtlich geworden war. Vergebens versuchten einzelne durch Gesetze und Vorschriften der wahnwitzigen Verschwendung Einhalt zu tun. 195 v. Chr. kam es zu einem förmlichen Aufstand der Römerinnen, die ein Gesetz gegen die Puffsucht und den Luxus beseitigt haben wollten. Nach diesem Gesetz sollte nämlich keine römische Frau mehr als eine Unze Gold an sich tragen, kein buntes Gewand anziehen und, ausgenommen an Festtagen, innerhalb der Bannmeile von Rom nicht fahren. Die Damen beredeten Volksvertreter und Beamte,

feit berühmten Mameluden waren Kriegsgefangene aus Turan in Asien, welche der ägyptische Sultan im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen kaufte, um seine Leibwache aus ihnen zu bilden. Sie rissen bald die Herrschaft in Aegypten an sich und erhoben einen der Ihren zum Sultan des Landes.

* In den Amphitheatern fanden die Kampfspiele der Römer statt. Es waren kreisrunde oder länglich-runde Gebäude ohne Dach, in deren Mitte die Arena lag, der Kampfplatz. Rings um diesen liefen die Sitzreihen, die treppenförmig emporstiegen, wie dies im Zirkus der Fall ist.

die Aufhebung dieser Vorschrift vorzuschlagen, umlagerten während der Beratung darüber zu Tausenden mehrere Tage lang den Versammlungsplatz des Volkes und ruhten nicht eher, bis sie ihren Willen durchgesetzt hatten. Diesen püßlichen und bequemen Damen wäre es gewiß nicht eingefallen, dem Beispiel der Clölia zu folgen! (Schluß folgt.)

o o o

Poesie und Arbeit.

Von F. S. Clément.*

Hola! meine Ochsen! Halten wir still!
Mein Herz ist so voll; es kann sich nicht fassen!
Rastet! In diese Furche zu knie'n
Treibt mich's, die Tränen rinnen zu lassen.
Des Herzens Tränen sind es vielleicht,
Die einst den Blüten den Glanz gewoben:
Glitzern sie nicht an jedem Zweig,
Wenn morgens die Sonne den Dunst zerstoßen?
O, könnten aus Tränen Rosen erblühen,
Ich sät' sie vorm Fenster der braunen Kathrin'!

— Hola! Johann! Hola, hü!
Was denkst du Faulpelz! Bei Gott,
Die Ochsen fressen mir's Holz vom Pflug!
Hü, hola! Schwere Not!
— Hü, hola! Ihr Ochsen, hola, hü!
Der Herr ist zornig, o weh!
Macht, daß der Pflug durch die Schollen kreischt!
Hü, hola! Ihr Ochsen, hola, hü!
Hü!

Hola, meine Ochsen . . . Als Kind der Felder,
Dem man das Lesen nicht gelehrt,
Muß qualvoll ich dulden, was ich empfinde,
In Tränen lösend, was mich beschwert.
Denn unsere Tafel ist das Land,
Unsere Lieder das Zwischern der Gründe;
Unsere Bücher sind in der Erntezeit
Viel tausend Garbenbünde.
O, daß mein Lippen ums Maidli warben —
Mein Herz hat mehr Lieb', als Stengel die
Garben!

— Hola! Johann! Hola, hü!
Was denkst du Faulpelz! Bei Gott . . .

* Aus „Ins Sonnenland“, Zeitgedichte von F. Thurow, Zürich, Buchhandlung des Grütlivereins. Das Bändchen enthält außer gar manchem guten Gedicht von Thurow vorzügliche Uebersetzungen aus dem Französischen. Das obenstehende Gedicht ist eine solche Uebersetzung.

Hola, meine Ochsen! Prangend zieht
Der Lenz in weißem Gewande,
Mit Nestlein im Haar und Blüten im Schoß
Dahin durch die jubelnden Lande.
Überall Wonne und überall Lust,
Die Lüfte geschwängert von Düften;
Die Hecken und Kronen in buntem Flor
Und Sang in Wäldern und Klüften.
Jedes Keimchen sprießt und zum Licht erstieht,
Nur die Tränen nicht, die ich gesät!

— Hola! Johann! Hola, hü!
Was denkst du Faulpelz! Bei Gott . . .

Hola, meine Ochsen . . . Hören und Seh'n:
Die Böglein ducken den Kopf ins Gefieder,
Der Wölfin Stimme klingt über den Hang,
Vom Berge grüßen die Fichten nieder.
Die Welle im Bächlein plätschert müd',
Ihre Flechten d'rin spiegelt die Weide;
Ich glaube, der trauernden Weide Bild
Gleich ich in meinem Leide.
Die Erde wiegt Liebe und Poesie,
Doch der Herr ist zornig! — hola, hü!

— Hola! Johann! Hola, hü!
Was denkst du Faulpelz! Bei Gott!
Die Ochsen fressen mir's Holz vom Pflug!
Hü, hola! Schwere Not!
— Hü, hola! Ihr Ochsen, hola, hü!
Der Herr ist zornig, o weh!
Macht, daß der Pflug durch die Schollen kreischt!
Hü, hola! Ihr Ochsen, hola, hü!
Hü!

o o o

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne
und weiter nichts im Vermögen als das Haus,
worin er wohnte. Nun hätte jeder gern nach
seinem Tode das Haus gehabt, dem Vater
war aber einer so lieb als der andere; da
wußte er nicht, wie er's anfangen sollte, daß
er keinem zu wehe tät; verkaufen wollte er
das Haus auch nicht, weil's von seinen Vor-
eltern war, sonst hätte er das Geld unter sie
geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein, und
er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die
Welt und versucht euch und lerne jeder sein
Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer
das beste Meisterstück macht, der soll das
Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden, und der
älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein
Barbier, der dritte aber ein Fuchmeister

werden. Daraus bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Hause zusammenkommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: Nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das Haus. Der Barbier rasirte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, bis aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: Fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr. Als nun die gefetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen. Sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und ratschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Hase übers Feld dahergelaufen. „Ei,“ sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen,“ nahm Becken und Seife und schäumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam; dann seifte er ihn im vollen Laufe ein und rasirte ihm auch im vollen Laufe ein Stuhbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und tat ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir,“ sagte der Vater, „wenn sich die anderen nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein!“ Es wahrte nicht lange, so kam ein Herr in einem Wagen dahergereut im vollen Jagen. „Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann,“ sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl!“ sprach der Vater, „du machst deine Sachen so gut wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll.“ Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren,“ und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein!“

Die beiden anderen Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei beisammen im Haus und trieben

ihr Handwerk; und da sie so gut ausgeleert hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei anderen so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

Brüder Grimm.

o o o

Better Starmaz.

Von Viktor Stüchgen.

Wenn der Starmaz wieder heimkommt und
der Frost nicht mehr dräut,
ach, was sind da die Kinder für glückliche
Leut!

Denn da schwirrt's bald und da schwebt's
bald in Lüften zuhauf,
und da tun bald alle Blümlein ihre Augel-
chen auf.

Better Starmaz, Better Jakob, was bringst
du uns mit?

„Ein bißel knarren, ein bißel stöten, ein bißel
zwittern, ich bitt.

Keine Taschen im Rocke, kein Ränzchen
ist mein,

wo tät ich in der Fremde für euch was
hinein?“

Better Starmaz, Better Jakob, dein Häus-
chen steht leer.

Unser Sperling wollt mieten, es gefiel ihm
so sehr.

Was willst du uns zahlen, vermiet ich
dir das?

„Ei da sing ich, ei da spring ich, ei da spaß
ich euch was.“

Better Starmaz, Better Jakob, wo hast du
deine Frau?

„Wenn die Stube wird blank sein, dann
kommt sie zum Bau,

und da gib't ar'ge Kinder, nicht eins wird
gewiegt,

denn ein richtiger Starmaz ist allzeit ver-
gnügt.“

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Betkin (Zindel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.